

JOSEPH
KNOX

KILL
E W I L
L

THRILLER

Aus dem Englischen von
Andrea O'Brien und Karl-Heinz Ebnet

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Sleepwalker« bei Doubleday, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur
Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe März 2021
Knaur Taschenbuch
© Joseph Knox 2019
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Claudia Alt
Covergestaltung: Stefan Hilden, www.hildendesign.de
Coverabbildung: HildenDesign unter Verwendung
mehrerer Motive von Shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52649-1

Für Elizabeth K.

»Die Lust, den Tod zu riskieren, ist unsere letzte, große Perversion. Wir kommen aus der Nacht, wir gehen in die Nacht. Warum in ihr leben?«

John Fowles, Der Magus

Tessa hatte fertig gepackt und war bereit. Ihr blieben noch ein paar Minuten, so stand sie in der offenen Tür und genoss den leichten Abendwind. Die Dunkelheit hatte noch nicht eingesetzt, aber es kam ihr vor, als hätte sie das klare, tiefblaue Dämmerlicht seit Jahren nicht mehr wahrgenommen, als hätte ihr seit Jahren die Zeit dafür gefehlt. Es war wie eine Vorahnung, eine Verheißung der vielen guten Dinge, die am Horizont auf sie warteten. Unwillkürlich legte sie die Hand auf den Bauch.

In der Straße war es still, Tessa hörte das kleine Mädchen nebenan auf dem Klavier Beethovens »Mondscheinsonate« üben. Sie hatte sich in den letzten Monaten gemausert, was erst stockend geklungen hatte, kam nun ganz natürlich, floss ihr geradezu aus den Fingern. Die Scheinwerferlichter eines Wagens kamen um die Ecke gebogen, strichen über die Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite, kurz darauf hielt ein mattschwarzer Mercedes pünktlich am Ende ihrer Einfahrt. Der Fahrer, in elegantem dunklem Anzug und getönter Sonnenbrille, kam ihr auf dem Weg entgegen.

»Miss Klein?«, sagte er.

»Nennen Sie mich Tess.«

Er fragte, ob er ihr den Koffer abnehmen könne. Sie sah ihr Spiegelbild in den Gläsern seiner Brille. Sah ihr amüsiertes Lächeln, das zeigte, dass sie so etwas nicht oft tat. Sie folgte ihm zum Wagen, wo er ihr die Tür aufhielt und ihr Gepäck in den Kofferraum lud, bevor er wieder einstieg.

»Wohin?«, fragte er. Ein Scherz, ganz klar.

»Ach, überraschen Sie mich«, antwortete sie mit einem breiten Lächeln.

Der Chauffeur nickte ihr im Rückspiegel zu und fuhr los. Tessa sah durch die Scheiben, zu den Häusern, den erleuchteten

Fenstern, dem Leben, das sie zurückließ. Dann wurden ihre Augen schwer, sie ließ sie zufallen, und als sie sie wieder aufschlug, war es draußen dunkel. Der Chauffeur bog auf einen schmalen Feldweg ab, Schotter knirschte unter den Reifen, sie näherten sich einem kleinen Cottage, das in Dunkelheit lag. Er hielt an und stellte den Motor aus.

»Überraschung«, sagte er.

Es war so still, dass Tessa ihren eigenen Atem hörte. Der Chauffeur stieg aus, ging zum Kofferraum, nahm ihr Gepäck und kam wieder, um ihr die Wagentür zu öffnen.

Er schaltete eine Taschenlampe an und führte sie zum Cottage.

»Wir suchen nach einem Kaktus«, sagte er und ließ den Blick über die an der Wand aufgereihten Blumentöpfe schweifen. Tessa beugte sich zur Pflanze hinunter und fand darunter den Zweitschlüssel. Die Tür öffnete sich mit einem Seufzen, als hätte das Gebäude den Atem angehalten. Sie tastete an der Wand nach den Lichtschaltern und drückte alle auf einmal. Energiesparbirnen, das gefiel ihr. Sie musste lächeln bei dem Gedanken, dass er sie wahrscheinlich nur ihr zuliebe hatte auswechseln lassen. Ihr weicher Lichtschein reichte nicht in alle Ecken des Raums, der daher noch mehr wie eine Höhle wirkte. Es war groß, offen, umfasste eine Küche und ein Wohnzimmer, mächtige Holzbalken zogen sich über die Decke. Für eine Sekunde vergaß Tessa den Chauffeur. Erst als er sich diskret räusperte, fuhr sie herum.

»Entschuldigung, bitte stellen Sie ihn irgendwo ab.«

Er trat ein und stellte den Koffer neben ein Sofa.

»Kann ich Ihnen was zu trinken anbieten?«, fragte sie und ging zur Küche. »Auch wenn ich nicht weiß, wo hier alles ist. Vielleicht sollten wir auf Seine Lordschaft warten.« Als der Chauffeur nicht reagierte, drehte sie sich zu ihm um. Er stand jetzt viel näher bei ihr, und sie fragte sich, wie er sich so lautlos bewegen konnte.

»Er wird leider nicht kommen.«

Sie wich etwas zurück. »Gibt es ein Problem?«

»So könnte man es sagen.« Die getönte Brille verbarg seinen Gesichtsausdruck. »Es ist leider vorbei, Miss Klein.«

»Okay.« Wieder erfasste sie in seinen Gläsern ihr Spiegelbild. Sie sah jetzt ängstlich aus, bemühte sich aber, ganz ruhig zu klingen. »Schon okay, aber in diesem Fall möchte ich nach Hause.«

»Es ist alles aus und vorbei«, stellte er klar.

»Sie müssen sich irren.« Sie lächelte, war erleichtert, dass sie die richtige Antwort parat hatte. »Wir waren gestern noch zusammen ...« Sie dachte an ihre ineinander verschlungenen Körper auf dem Boden seines Büros, sie hatte das Ohr an seine Brust gepresst, als wollte sie die Kombination eines Safes erspüren. »... ich bin schwanger.«

»Genau«, sagte der Chauffeur und klang irgendwie dankbar, dass sie ein heikles Thema angesprochen hatte. »Genau, also seien Sie so freundlich und setzen Sie sich«, sagte er und deutete zum Tisch. »Es gibt da noch was, das ich von Ihnen will, das wäre dann alles. Ich nehme Ihnen gegenüber Platz.«

Er legte die Hand auf einen der Stühle.

»Ich stehe lieber, danke.«

»Auch gut«, sagte er. »Dann bleibe ich auch stehen.« Er fasste in seine Tasche, fand einen Stift und ein Blatt und legte beides auf den Tisch. Als er ihr alles hinschob, bemerkte sie, dass beide Gegenstände von ihr waren. »Das ist für Sie. Sie müssen mir was aufschreiben.«

»Wenn es um das Baby geht ...«

»Nein, nein«, sagte er. »Nehmen Sie den Stift, es ist ganz einfach.« Ohne ihn aus den Augen zu lassen, nahm sie den Stift zur Hand. »Gut. Dann müssen wir nur noch das hier abschreiben.« Er wühlte in einer anderen Tasche, zog ein bedrucktes Blatt heraus, legte es auf den Tisch und schob es ihr hin. Sie begann zu lesen, trat unwillkürlich zurück und schlug die Hand vor den Mund.

»Lassen Sie mich mit ihm reden«, sagte sie. Der Chauffeur rührte sich nicht. »Ich schreibe das nicht, auf keinen Fall.«

Der Mann nahm die Brille ab und betrachtete sie mit so großem Mitgefühl, dass sie bereits glaubte, ihn erweicht zu haben.

Er nahm einen weiteren Gegenstand aus der Jackettasche, eine Zange.

»Sorry«, sagte er und suchte nach was anderem. »Ach, hier haben wir es ja.«

Er warf einen schweren Umschlag auf den Tisch.

»Geld?«, sagte sie und konnte es nicht fassen, war aber sehr erleichtert. »Er meint, er kann mich auszahlen?« Der Chauffeur wartete, sagte nichts und sah sie auch nicht an. Sie nahm den Umschlag, öffnete ihn und schüttelte den Inhalt heraus.

Farbfotos.

Das erste zeigte ihre Mutter bei der Arbeit im Co-op, das zweite ihren Dad am Steuer seines Wagens. Der Großteil allerdings waren Bilder ihrer Schwester, ihres Schwagers, ihrer beiden kleinen Kinder Sarah und Max. Die letzten drei waren in ihrem Zimmer aufgenommen, während die Kinder schliefen. Tessa sah auf, brachte aber kein Wort heraus. Plötzlich bekam sie keine Luft mehr.

»Am Ende könnte sich wirklich alles zum Guten wenden«, sagte der Mann. »Tess, heute Abend können Sie ihnen allen das Leben retten. Sie müssen mir dazu nur diesen Zettel abschreiben.«

»Ich glaube Ihnen nicht«, sagte sie atemlos. »Ich ...«

Er nahm sein Handy aus der Tasche, scrollte zu einem Eintrag und schob es ihr hin. Sie erkannte die Festnetznummer ihrer Schwester, eine Nummer, die sie seit Jahren nicht mehr angerufen hatte. Ihre Finger zitterten vom Adrenalin, dann drückte sie auf den Anruf-Button und sah den Chauffeur herausfordernd an. Beim ersten Klingeln wurde abgenommen.

Eine unbekannte Männerstimme war zu hören: »Schon eine Entscheidung getroffen?«

»Wer sind Sie?«

»Wichtig ist nur die Frage, wo ich bin. Wo ich bin, wenn Ihre

Schwester in zehn Minuten mit ihren Kindern nach Hause kommt. Unterschreiben Sie, Tess. Ich wüsste sonst nicht, wie ich es ihnen leicht machen sollte.«

Der andere legte auf. Tessa spürte, wie ihr das mit einem Mal glitschige Handy entglitt. Sie sah sich um, dann nahm sie am Tisch Platz und trocknete sich die rechte Hand an der Bluse, damit sie den Stift halten konnte. Stockend schrieb sie zwei Zeilen, vor der dritten Zeile hielt sie lange inne.

Sucht nicht nach mir, stand dort. Ich mache es so, dass mein Leichnam nie gefunden wird.

Langsam, zögernd schrieb sie die dritte Zeile und setzte eine einzige Initiale darunter. Als sie wieder aufsah, war der Mann noch näher an sie herangerückt, er stand jetzt fast direkt hinter ihr.

»Sie werden nach mir suchen«, sagte sie.

»Aber sie werden nichts finden.« Er strich ihr sanft über die Schultern. »Überhaupt nichts. Es ist das Baby, verstehen Sie. Das würde auf ihn verweisen, und, na ja, er hat doch jetzt Familie.« Tess stierte in den leeren Raum und glaubte von irgendwo in der Ferne ein Klavier zu hören.

»Hören Sie das?«, fragte sie, hob eine Hand und lauschte.

»Die Leute hören oft irgendwas«, sagte er. »Darf ich fragen, was es ist?«

»Beethoven«, sagte sie, und ihr Blick fiel auf die Zange auf dem Tisch. »Die Mondscheinsonate.« Der Chauffeur umfasste sie an den Schultern, sie sah zu ihm auf und versuchte zu lächeln. Er drückte sie herzlich und lächelte ebenfalls.

»Bezaubernd, nicht wahr?«

1

NIGHT PEOPLE

Das verlorene Wochenende, so wurde es später genannt. Mehrere Lastabwürfe führten von Freitagnachmittag bis Sonntagabend in ganzen Stadtvierteln zu stundenlangen Stromausfällen, während derer das Stadtzentrum zu einer aufregenden, unbekannteren Zone wurde. Ohne den Lichtschein der Hochhäuser und Straßenlaternen, der grellen Schaufenster und Fassaden gewannen die Menschen wieder eine Art Unschuld, die nur Stunden zuvor für immer verloren zu sein schien. Die Älteren wurden ins Freie gelockt und deuteten auf Sternbilder, die seit Jahrzehnten nicht mehr zu sehen gewesen waren. Gruppen von Jugendlichen streiften ziellos durch die Straßen, ignorierten die polizeilich verordnete Ausgangssperre und erschreckten sich gegenseitig, leuchteten mit dem kostbaren Strom ihrer Handys in die Gesichter ihrer neuen Freunde. Als der Strom wieder da war, ließ er die Stadt aufleuchten, überwältigte die Passanten, als wäre alles eine pompöse Broadwaybühne, die Menschen spürten den Kitzel, als sie sich sahen, wie sie wirklich waren, und sie versuchten sie zu nutzen, diese essenzielle, geborgte Zeit, als die sie ihnen vorkam.

Im Dunkel spürte man, dass man mühelos verschwinden oder sich neu erfinden, dass man aus dem einen Leben heraus- und in ein anderes hineintreten konnte. Auf dem Weg durch die Stadt zu meiner Schicht hätte ich gesagt, dieses Gefühl sei bei allen vorhanden, es liege irgendwie in der Luft, aber wenn ich darüber nachdenke, komme ich zu dem Schluss, dass es vielleicht doch nur mein Gefühl war. Mehr als dreißig Nächte am Stück hatte ich im Krankenhaus St. Mary's in der Oxford Road verbracht und zugehört, wie ein Mehrfachmörder langsam starb.

Dort hielt ich mich auf, als die Lichter erneut erloschen.

Wir befanden uns in einem kleinen Zimmer, das in einem ansonsten leeren Gang lag, nur ich und Martin Wick. Er war ans Bett fixiert, zu krank, um noch aufzustehen. Durch die Fesseln konnte er noch nicht mal den Arm heben und mir zuwinken, wenn er was von mir wollte. Seine dünnen Arme hatten nur wenig Bewegungsspielraum und schrumpelten so schnell, dass die Riemen jeden Morgen nachjustiert werden mussten. Als der Strom ausfiel, gab es für mich daher keinen Grund, den Blick abzuwenden oder nervös zu werden. Außer dass ich in den Sekunden, bevor sich das Notstromaggregat einschaltete, das Gefühl hatte, ich könnte ihn sehen, wie er wirklich war.

Immer kam es mir so vor, als wäre er in der Dunkelheit besser zu sehen.

Seine Augen glänzten, als würden sie von innen beleuchtet, als loderte hinter ihnen ein Feuer. Eine kalte Flamme, die noch weiterzubrennen drohte, lange nachdem der Körper tot war. Ich atmete aus, als der Strom wieder da war und sich ein mattes Licht im Zimmer ausbreitete.

Als ich zu Martin Wick aufblickte, lächelte er.

Er behauptete, er könne sich nicht erinnern, sie alle umgebracht zu haben, daher sein Spitzname. Keiner glaubte ihm und seiner Version der Ereignisse, der zufolge er blutüberströmt aufgewacht sei. Die Schlagzeilen, Leitartikel und Kommentare, die ihn als den *Schlafwandler* beschrieben, triefen vor Sarkasmus. Sogar Leute, die nicht wussten, was er getan hatte, fühlten sich in seiner Gegenwart unwohl. Ich hörte eine der neuen Schwestern sagen, von ihm gehe was Unheilvolles aus, ohne dass sie von seiner Vergangenheit gewusst hätte.

Das Unheil war bereits eingetreten.

Schon vor Jahren hatte es ihn leicht vom Kurs abgebracht und auf unkartiertes Terrain geführt. Es gab keine Straßenkarte für die Martin Wicks der Welt, keinen Weg zurück in die Zivilisation. Wenn man ihm glauben wollte, war er jetzt also hoffnungslos verloren und an ein Krankenhausbett geschnallt. Wenn man ihm

glauben wollte, hatte er keine Ahnung, wie er dahin gekommen war.

Falls man ihm glauben wollte.

Trotz des Zwinkerns waren seine Augen leblos, vollkommen dunkel und bewegten sich nur träge. Manchmal schlief er, obwohl sie weit offenstanden. Man konnte die Pupille nicht von der Iris unterscheiden, man konnte nicht sagen, ob er ins Leere starrte oder einen direkt ansah. In manchen Nächten war es weder das eine noch das andere, in anderen beides zugleich. In manchen Nächten, wenn sein Blick auf mich fiel, war es, als würde er mich beobachten. Ich konnte nie ganz das Gefühl abschütteln, dass irgendeine dritte Instanz die Filmaufnahmen in seinem Kopf prüfte, sie Einzelbild für Einzelbild durchging und nach Schwachstellen suchte.

Mein Job war es, zehn Stunden am Stück hier zu sitzen, zu warten, dass er etwas sagte oder tat, und jede seiner Bewegungen zu dokumentieren. Wenn er während meiner Schicht schwieg, kam er mir vor wie jemand, der ein Geheimnis für sich bewahrte. Wie jemand, der in einer üblen Gegend die Faust um sein Kleingeld in der Hosentasche schloss und sichergehen wollte, dass es nicht zu laut klimperte. Wie jemand, der nichts verraten wollte, bevor er starb.

Klar, es stellte sich heraus, dass er bloß wartete.

Ich war schon etwa eine Stunde hier, als ich eine Bewegung wahrnahm. Ich blickte von meinem Taschenbuch auf und sah ihn nach dem Notizblock greifen. Er umfasste seinen Stift, zuckte zurück, weil die Fesseln ihn hinderten, und schrieb etwas. Seine Handschrift war die kleinste, die ich je gesehen hatte. Hätte ich nicht die Abschrift seines Deals mit der Staatsanwaltschaft gelesen, hätte ich nicht blinzelnd nach der Unterschrift gesucht, die sich unten auf jeder Seite verbarg, hätte ich die Notizen für eine Art Psychospielchen gehalten, das nur darauf abzielte, mich von meinem Stuhl zu locken.

»Bleiben Sie ruhig liegen«, sagte ich, machte ein Eselsohr in die Buchseite und durchquerte das Zimmer.

Im Krankenhauslicht war Martin Wick blasser als blass. Weißer als Hitlers Wichsflecken, um Suttys Worte zu benutzen. Das Resultat von zwölf Jahren Kettenrauchen in Einzelhaft, worauf ihm Lungenkrebs im Endstadium diagnostiziert worden war. Er hatte einen alten verrunzelten Lumpen als Gesicht, seine Haut war dünn wie Pergament. Was darunter lag, wollte man nicht sehen. Ein Lungenflügel war ihm bereits entfernt worden, der andere wurde nur noch lose von Tumoren zusammengehalten, Folge seiner anscheinend eher nachlässigen Arbeit bei der Asbestentsorgung auf Baustellen, damals, bevor sie ihn in Strangelands einlocheten.

Ich beobachtete den Herzmonitor, während er vor sich hin kritzelte. Die Spitzen, Höhen und Tiefen. Es sah aus wie ein Lügendetektortest, den er nicht bestehen würde. Als er den Stift aufs Bett fallen ließ und ich den Notizblock nahm, bekam ich einen Schlag ab. Wick reagierte irgendwie seltsam auf die Bettlaken, jede Bewegung führte zu einer statischen Aufladung, und jedes Mal, wenn ich ihn berührte, bekam ich einen elektrischen Schlag, als wäre sein Körper gefährlich aufgeladen, als stünde er unter einer Spannung, die über schlechte Schwingungen hinausging. Ich konnte nie ganz das Gefühl abschütteln, dass mit jedem Funken etwas zwischen uns ausgetauscht werden sollte, dass er ansteckend war und das auch wusste.

Sutte stand da in seiner winzigen Handschrift. Ich ließ den Block aufs Bett fallen, damit ich ihn Wick nicht zurück in die Hand geben musste, dann ging ich durchs Zimmer. Erst eine Stunde zuvor hatte ich Suttty, meinen Vorgesetzten, abgelöst, aber unsere Anweisung war klar. Bis zu dem Tag, an dem Wick auscheckte, würde er bekommen, was er wollte.

»Hoffentlich haben Sie ihm heute Abend auch was mitzuteilen, Martin«, sagte ich und öffnete die Tür.

»Spielt das irgendeine Rolle?«

Ich drehte mich um. Seit mehr als einem Monat war ich auf dieser Station, hatte Martin Wick aber noch nie sprechen hören.

Er hatte sich das Beatmungsgerät abgenommen, doch als ich ihm in die glänzenden schwarzen Augen sah, konnte ich nicht sagen, ob er an die Decke starrte oder mich anblickte. Es konnte beides sein oder etwas ganz anderes.

Er hustete, keuchte die Kiesel aus seinem noch verbliebenen Lungenflügel. »Verschwende dein Leben, Junge ...« Es war ein schmerzhaftes Flüstern. »... es ist sowieso versaut.«

Ich stand da, sah, dass er schwitzte, weil ihn das Reden so anstrengte, dann nickte ich und verließ das Zimmer. Auf dem Weg durch den Gang zu unserem Wachmann rieb ich die Hände in den Hosentaschen, musste an die Funken denken und fragte mich, ob es bloß meine Einbildung war, dass er was gesagt hatte.

Seit Wochen kam es mir so vor, als hätte ich nicht richtig geschlafen und wäre auch nie richtig wach gewesen.

In jeder Schicht hatte ich das Gefühl, ich würde in einen Zustand des Stillstands eintreten, in eine Phase zeitweiligen Irrsinns. Als erneut die Lichter ausgingen, stapfte ich einfach weiter und tastete mich an der Wand entlang. Der Wachmann drehte sich um, blendete mich mit der Taschenlampe, die an seiner Heckler & Koch befestigt war, aber ich hatte noch keine Angst. Ich fühlte mich nicht weniger machtlos oder von Dunkelheit umgeben als sonst auch.

2

Ich hatte die Videoaufzeichnung von Martin Wicks Festnahme nur einmal gesehen, vor einigen Jahren, aber ich war nachhaltig beeindruckt. Es war früh am Morgen gewesen, etwa eine Stunde vor der Dämmerung, Wick war in der Dunkelheit kaum auszumachen, bis sich hinter ihm die Tür schloss und sich seine Silhouette vor dem Mattgrau der Bahnhofshalle abzeichnete.

Wick, den Kopf, Nacken, die Schultern gebeugt, erschien wie eine schlaffe Marionette, er zog ein Bein nach, was man erst sah, als er auf dem Bild ins Licht humpelte. Seine Kleidung war schwarz, vollkommen schwarz. Die Videoauflösung war nicht besonders toll, trotzdem war zu erkennen, dass die Jacke falsch geknöpft war, sie beulte sich an einer Schulter und verlieh ihm einen Buckel. Er bewegte sich ruckartig, abgehackt durch die leere Bahnhofshalle auf einen unbesetzten Fahrkartenschalter zu.

Das körnige Bild der Überwachungskamera hinter dem Schalter war seltsam passend. Er sah aus, als wäre er von einer statisch aufgeladenen Wolke umgeben, einem elektrischen Nebel, der seinen Körper verschwimmen ließ und an den Rändern unscharf machte. Dann schob er sich in den Lichtkegel der schmutziggelben Lampen und war mit einem Mal im Fokus. Den Hemdkragen hatte er hochgestellt, einen Ärmel des Jacketts nach oben gekrempelt, den anderen unten gelassen, die Hosenbeine waren verrutscht.

Wenn ich mich recht erinnere, trug er nur einen Schuh.

Sein rechter Fuß steckte in einer nassen, schlabbrigen Socke, mit der er Abdrücke auf dem Boden hinterließ. Als er den Schalter erreichte, wurde klar, dass seine Kleidung feuchtschwarz glänzte und ihm stellenweise am Körper klebte. Die blauen Lich-

ter, die über seiner Schulter so fern und geisterhaft gewirkt hatten, wurden allmählich heller und blinkten in den Fenstern.

Martin Wick hob den Kopf und sah mit leerer Miene in den Fahrkartenschalter. Schließlich wanderte sein Blick vom Schalter zum eigenen Spiegelbild in der Acrylglasscheibe. Er machte einen Schritt zurück. Über seine Miene huschte ein Ausdruck des Entsetzens und des Erkennens, als wäre er aus dem einen Albtraum aufgewacht und in einen anderen gefallen. Er taumelte nach hinten, weg von sich selbst, und sah kurz hinauf zur Kamera, die seinen Weg durch die Halle aufgezeichnet hatte.

Das Bild bot Anlass für endlose Diskussionen.

War es das unschuldige Zusammenzucken eines Mannes, der nicht wusste, wo er war und was er tat, oder war es die kalkulierte Bewegung eines Psychopathen, der sichergehen wollte, dass sein Auftritt gebührend aufgezeichnet wurde? Danach sackte er zusammen, hatte Schaum vor dem Mund und lag zuckend auf dem Boden.

Wenige Stunden später fand man das Haus der Familie, deren Eingangstür weit offen stand.

Martin Wick war in seiner Kleidung, die mit dem Blut von fünf Menschen getränkt war, durch die Stadt spaziert, die folgenden zwölf Jahre hatte er in Strangeways verbracht.

Das reichte aber noch nicht ganz.

3

Detective Inspector Sutcliffe ging nicht an sein Handy, aber ich fand ihn am ersten Ort, den ich ansteuerte. The Temple war eine kleine Kellerbar in der Great Bridgewater Street, zwanzig Minuten strammen Fußmarsches vom Krankenhaus entfernt. Der Raum im Souterrain, in viktorianischen Zeiten eine öffentliche Bedürfnisanstalt, war in den Achtzigern zu einer Rock-'n'-Roll-Kneipe umfunktioniert worden. Die kleinen Tische standen eng zusammen, die Wände waren zugekleistert mit Bandflyern, Tourpostern und mit Graffiti besprüht. Suttty stand in der Ecke und war dabei, einem der Gäste irgendwas klarzumachen. Um sich dessen ungeteilter Aufmerksamkeit zu versichern, hatte er ihn an den Ohren in die Höhe gelupft und begann gerade dessen Kopf zum Rhythmus der Drums gegen die Wand zu schlagen.

Als er mich erblickte, ließ er theatralisch sein Lächeln ersterben.

»Oh«, sagte er über die Musik hinweg. »Das ganze Elend dieser Welt. Solltest du dich nicht lieber um Brot anstellen, statt Bier zu ordern?«

»Wick möchte mit dir reden.«

Suttty nickte, ließ den anderen los und gab ihm zu verstehen, dass er sich verpissen sollte. »Komisch, nicht?«

»Was?«, fragte ich und sah dem Typen hinterher, der sich die Ohren rieb.

Suttty wischte sich über die Stirn und schenkte mir sein mattgelbes Grinsen. »Dass Wick mich so viel lieber mag als dich.«

»Ja, schon komisch. Ihm ist heute Abend nach Quatschen zumute ...«

»Ach ja?« Es war schon einiges nötig, um Suttty aus der Reser-

ve zu locken, aber damit hatte ich ihn. »Vielleicht rückt er endlich mit der Sprache raus. Was hat er gesagt?«

»Ich soll mein Leben verschwenden.«

Er prustete und drehte sich zu seinem Glas um. »Da bist du ja schon gut dabei.«

Sutty leerte sein Glas. Ich konnte ihm schlecht was entgegen setzen.

Mein Kollege war wie ein Flachmann gebaut. Stämmiger, halsloser Schädel auf breiten Schultern mit dazu passendem Whiskyattem. Sein Gesicht sah völlig abgefahren aus, wie kreidebleicher Sauerkäse mit seltsamen Klümpchen unter der Haut. Irgendwie passte das alles zu seiner Person, so wie die aufgedruckten Warnhinweise auf Rattengiftpackungen. Er bügelte seine Anzüge nie, füllte sie aber bis zum Bersten, weshalb sie völlig knitterfrei aussahen. Er knallte sein Glas auf den Tresen und glotzte mich an, als hätte er mich noch nie gesehen.

»Woher weiß ich, dass du dir nicht bloß den Abend freinehmen willst? Hat nicht mal deine Verflossene hier gearbeitet?«

»Ist nicht mehr da«, sagte ich und kramte in meinen Taschen nach dem Zettel, den Wick mir gegeben hatte.

»Eine der vielen, die Reißaus genommen haben. Wahrscheinlich bist du ihr zu oft gekommen.«

»Einer von uns muss es ja tun.«

Ich fand das gefaltete Blatt.

»Jurgh«, sagte Sutty und betrachtete den Zettel. »Jammerschade, dass wir ihm nicht die Hände auf den Rücken binden können.« Er nahm sich seinen Blazer vom Barhocker und zwängte sich hinein wie in eine Zwangsjacke. »Dann mal los, du Flachwischer, ins Spastmobil.«

»Ich bin zu Fuß hier«, sagte ich.

»Na, nehmen wir ein Taxi, und du kommst mit. Sobald er wegpennt, übernimmst du wieder.«

Ich nickte und folgte ihm nach draußen.

Wir stiegen die Stufen zur Straße hinauf, hielten ein Taxi an

und starrten während der Fahrt auf die an uns vorbeiziehende Stadt. Sozialarbeiter zwischen Obdachlosen mit wirrem Blick. Schwer gestylte und schwer abgefüllte Jungs auf dem Weg zu oder von den Pubs und Clubs. Und die Mädchen, die in Formation vorbeizogen und sich krummlachten über das Leben. Das war unser Revier, aber die Dinge hatten sich geändert. Suttu saß murmelnd neben mir und rieb sich Desinfektionsgel in die Hände. Er brauchte mittlerweile eine Tube pro Tag, wurde aber irgendwie nie richtig sauber. Manchmal beschlich mich der Verdacht, er nahm den Alkohol über die Poren in die Blutbahn auf.

Bei unserer Ankunft im St. Mary's trugen zwei Männer eine bewusstlose Jugendliche hinein, die sie wie einen aufgerollten Teppich gepackt hatten. Wir betraten das Krankenhaus, die Lichter in der Aufnahme gingen aus und nach einer Sekunde wieder an. Ich sah mich um. Da waren sie, Opfer von Schlägereien, andere, die aus Stichwunden bluteten. Verwirrte, benommene Menschen, Betrunkene, Drogensüchtige, mit Verletzungen, die ihr Leben verändern würden. Spindeldürre alleinerziehende Mütter, die sich von gemeinnützigen Tafeln ernährten, mit fettleibigen Babys. Suttu und ich drehten uns in dem Moment um, als das Mädchen zu sich kam, sich von ihren Helfern losriss und davonwollte, hinaus auf die Straße. Es schien die einzig vernünftige Reaktion zu sein.